

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 22 (1946-1947)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Carlo Dolce : Erinnerungen an Spitteler  
**Autor:** Matzig, Richard B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1068900>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

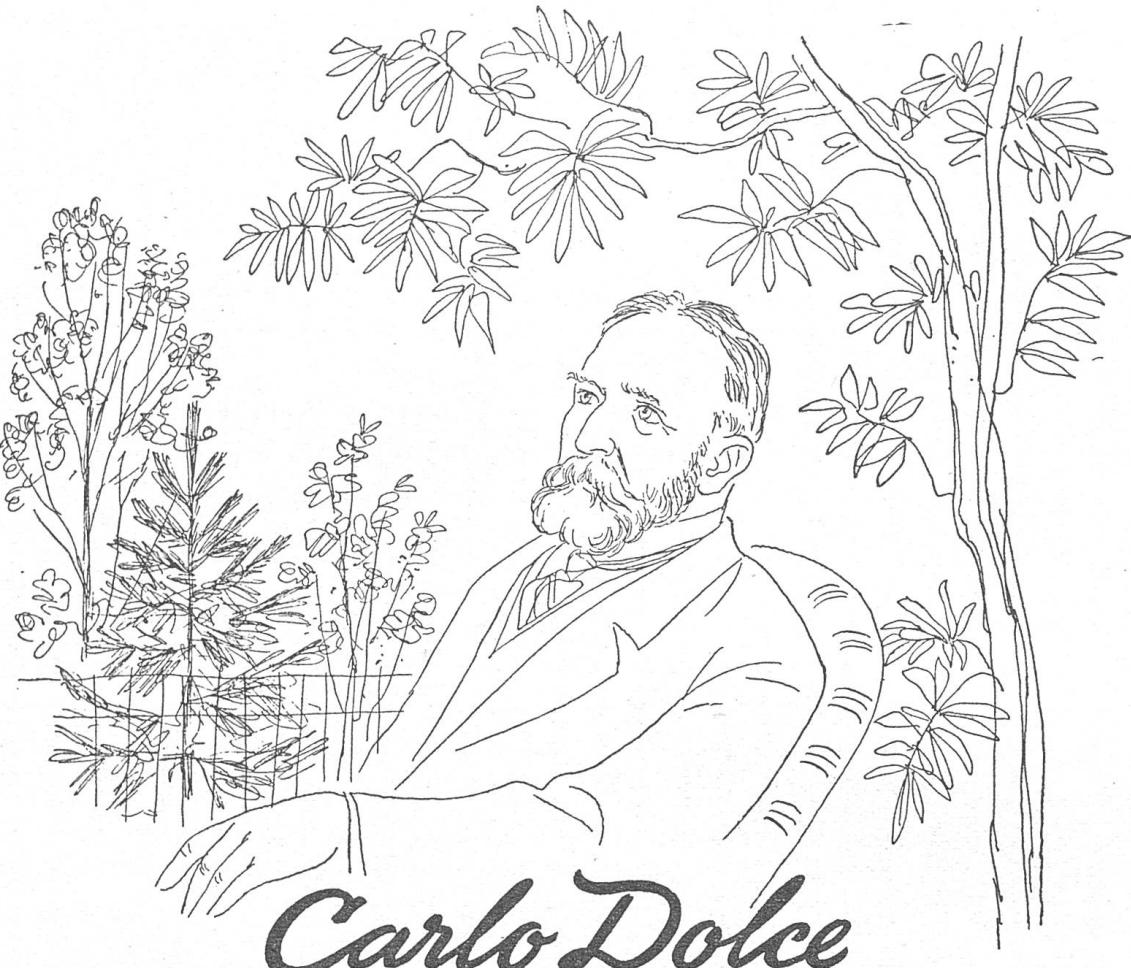
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# *Carlo Dolce*

E R I N N E R U N G E N A N S P I T T E L E R

Von Richard B. Matzig

Illustration von Hans Tomamichel

Wenn auf den Kastanienbäumen des Luzerner Quais die Blütenkerzen brannten, dunkelrosa und opal-weiß, wenn die lichtgrünen, violett getönten Wellen des Sees leise klatschend an die Wände der Ruderschiffe sprangen, erschien um die Mittagsstunde ein vornehmer alter Herr und ging, etwas abseits von der Menge, am besonnten Ufer spazieren. Ein schwarzer Filzhut, ein schwarzer Mantel kleideten den alten Herrn, elastisch war sein Gang, aber ein wenig schwankend, wie

wenn er sich auf Deck eines Schiffes befände. Wenn ein Neugieriger in das Gesicht Carl Spittelers schaute — ein schmales, blasses Gesicht mit kurzem, weißem Barte —, so traf er auf große, tiefblaue Augen. Hart und verträumt, wissend und voll Kindlichkeit blickten diese Augen. Es schien, als ob sie stets über ihr Ziel hinausschauen würden, als ob ihr Blick nicht auf die Dinge selbst, sondern hinter die Dinge gerichtet wäre. Über der ganzen Gestalt lag Hoheit, um deretwillen er

eigentlich mehr als um seiner Werke willen — halb ehrfurchtvoll, halb spöttisch — « Olympier » genannt wurde.

Er wirkte auf alle wie ein Herr; eine Kluft trennte die meisten von ihm, in zarter, unausgesprochener Weise distanzierte er sich. Ob er nun auf Spaziergängen lässig sich erholte, ob er mit einem Körbchen am Arm Einkäufe besorgte auf dem Markte, stets wirkte er fremd und auffallend; doch ohne Strenge, ohne Arroganz. Bei aller Einfachheit und gerade durch diese darf sein Aufreten seigneurial genannt werden. Wenn ein Kühner oder ein Vorlauter seinen Weg kreuzte und halb devout, halb frech den alten Herrn grüßte, so war er betroffen von der Liebenswürdigkeit, mit der Carl Spitteler den Hut tief zog und herzlich lächelnd den Gruß erwiederte.

Anfänglich ertrugen die Mitbürger die Existenz eines berühmten Dichters in ihrer Stadt mit heroischem Gleichmut; als er für sein Werk den Nobelpreis erhielt, horchten sie auf. Früher schon wurde der Bann gebrochen, als er während des Weltkrieges aus seiner Traumversponnenheit heraustrat und mit seiner Rede « Unser Schweizer Standpunkt » das Volk zur Einigkeit rief. Er, der scheinbar volksfremde Dichter, war da, als das Vaterland in Not zu versinken drohte, und stellte in einer einzigen Stunde seinen mächtig emporblühenden Ruhm in Frage, um der Heimat willen. Tausend Herzen glühten ihm nun entgegen, und viele begannen ihm zu verzeihen, daß er ein Genie war, daß er abseits ging und über seine Mitmenschen hinausragte.

Als kleiner Bub sah ich den Dichter zum erstenmal. Täglich spazierte ich mit meiner französischen Gouvernante an seinem Hause in der Halde vorüber, und zuweilen lud er uns in seinen Garten ein. Meiner sehr reizenden Erzieherin schenkte er Rosen und Magnolienblüten, mir stopfte er Schokolade in den Mund. So kamen wir jeden Vormittag zu Carl Spitteler, bis ich mir den Magen verdarb. Ich hütete dann einige Zeit das Bett, und den Teddybär im Arm, mußte ich neidvoll sehen, wie

meine junge Erzieherin allein ausging und die herrlichen Blumen heimbrachte. Mich also hatte der nette Herr mit dem grauen Bart vergessen. Als uns dann die entzückende Französin verließ und als ich später meine gewohnten Spaziergänge mit einer alten, hageren Engländerin unternommen mußte, war es mit Blumen und Schokolade vorbei.

Dann sah ich ihn einige Male als Gymnasiast; und damals habe ich ihm verschämt gestanden, daß « auch ich » Verse schriebe. Er tröstete mich und versicherte mir, daß das von selber verginge. Leider hat er sich darin geirrt. Meine Kameraden, die ebenfalls dichteten, konnten es sich nicht versagen, ihre dichterischen Versuche dem Meister zur Beurteilung einzusenden. Diese Briefe beantwortete er alle postwendend, höflich und deutlich. So deutlich, daß sie sich kein zweites Mal an ihn wandten.

In dem Jahre, das sein letztes war, durfte ich ihn näher kennenlernen. Auf dem Jahrmarkt traf ich ihn, wo er sich mit Vorliebe zu den Kindern gesellte. Er teilte Süßigkeiten aus, hob kleine Mädchen und Buben auf die Holzpferde des Karussells, freute sich, wenn sie sich freuten. Oft hielt er sich bei den Schießbuden auf und schoß zuweilen auch selbst. Wenn er endlich nach bedächtigem Zielen einen Schuß im Schwarzen sitzen hatte, ging er lächelnd in den Trubel der sich drängenden Menschen zurück. Aus allen Zelten und Buden überstürzten sich Rufe und Schreie, Klangfetzen der Orchestriens rasselten in die Menge, grüne, gelbe und rote Lichter quollen in die abenddunklen Gassen der Budenstadt. Irgendwo stand der Dichter, lächelnd und in Sinnen verloren . . .

« Im Anfang ist der Schlaf, lehrt tausendjährige Beobachtung. Im Anfang war der Traum, ergänzt meine Erinnerung. Und kein Traum war jemals der erste, selbst der älteste besann sich auf einen Vorgänger. » Diese Worte aus den frühesten Erlebnissen fielen mir ein, als ich den Dichter dort im Schatten der Jahrmarktsbuden stehen sah. Welche Kraft

und welche Traumverlorenheit im Wesen dieses Dichters! Das unbewußte, mythische Weben des Kindertraumes blieb ihm treu in allen Phasen seines Lebens, wurde nie erdrückt von der bewußt gestalteten Macht der dichterischen Vision.

Und die Heimat dieser Kinderträume ist Liestal. Sie schweben um die schöne Gestalt der Mutter, scheuen sich ein wenig vor dem Vater, der zuerst Statthalter, dann Landschreiber und Oberrichter in Liestal war. Noch zwei Gestalten bewegen sich im Bannkreis der Kinderjahre Spitteler : der Großvater, der ihn sanft und nachsichtig gewähren läßt, die Großmutter, die ihm Märchen erzählt.

Der vierjährige Carl und sein Bruder werden von den Eltern nach Bern mitgenommen. Die Buben gewöhnen sich rasch an die fremde Stadt, lernen ihren Dialekt, gehen dort zur Schule. Doch ihre Sehnsucht gehört Liestal. « Wenn mein Bruder eines Morgens zu mir oder ich zu ihm sagte: „Ich habe von Liestal geträumt“, so verstanden wir einander und seufzten. Das gemeinsame Heimweh vornehmlich hat uns die Bruderliebe gelehrt. »

Mit fünfzehn Jahren fuhr der « gesunde, kräftige einfältige Bub », der gerne zeichnete und Glück, Glanz und Ruhm erträumte, täglich von Liestal in die Basler Gewerbeschule. Um diese Zeit befreundete er sich mit J. V. Widmann, dem Liestaler Pfarrerssohn. Die Freundschaft der beiden begann in dem Augenblick, als Widmann auf die Zeichenlust, ja Zeichensucht des Jüngeren aufmerksam wurde. Für den sanften, gütigen und schönen Carl war das Zeichnen ein unhemmbarer, ein elementarer Trieb. Die ganze Kraft seines Wesens legte er in diese Kunst. Um so erschütternder war der Entschluß Spitteler, der Malerei zu entsagen, nachdem er sich zu der Überzeugung durchgerungen hatte, daß nur das Wort ihn innerlich erlösen könne.

In feinstem Mitverstehen für das Geheimnis der Künstlerschaft stellt Widmann dar, daß diese Selbstüberwindung um so gewaltiger gewesen sei, als Spitteler dann « nicht etwa in sofortiger poetischer

Produktion Trost und Erfolg für die aufgegebene Lieblingskunst suchte. Wir wissen ja alle, daß Spitteler vor seinem fünfunddreißigsten Lebensjahr keine Dichtung veröffentlichte. »

Die Malerei war der Ausdruck seines kraftvollen, männlichen, eroberungssüchtigen Wesens. Die zartere, weiblichere Seite seiner Persönlichkeit war der Musik geöffnet. Von gelöstem Rhythmus getragen waren seine Interpretationen; die Musik gab seiner Erscheinung jene Weichheit und leise Trauer, die es verständlich machen, daß er von seinen Freunden den Namen Carlo Dolce empfing. Auch später noch, als er in Kampf, in Not und Drangsal seiner strengen Herrin Seele diente, und vom « kosmischen Melancholiker » zu « Felix Tandem » gereift war, strahlte sein Wesen in der sanften Jugendlichkeit des Carlo Dolce.

Bis in die Wurzeln seiner Seele rührte die Musik ihn auf. Und wenn er während einer Aufführung von Mozarts Requiem bei der Stelle « Tuba mirum spargens sonum » ohnmächtig wurde, so spricht das nicht für « schwache » Nerven Spitteler, sondern für den übermächtigen Eindruck dieser Musik, die schon Kräftigere zu Boden zwang.

Nach den Wirrnissen und Sehnsüchten der Jugend, nach Freude und Bitternis der Liebe war des Dichters Aufstieg zu seinem Lebenswerk, zu seinem Weltruhm steil und schwer. Die Antike durfte ihm nur Wunschtraum und nicht Vorbild sein, wie sie es für Burckhardt oder Widmann gewesen ist. In den Prometheusdichtungen, im « Olympischen Frühling », umschloß er einen ursprünglicheren, einen mythischen Attizismus. Wie die Griechen es für sich forderten, wurde auch er zu einem großen Dichter und zu einem großen Bürger, dem Vaterlande in einer Entscheidungsstunde hingegeben.

Die Kraft seiner Intuition erkannte Gottfried Keller mit dichterischem Blick, als er « Prometheus und Epimetheus » in Händen hielt. Am 27. Januar 1881 schrieb er an Widmann : « Die Sache kommt mir beinahe vor, wie wenn ein urweltlicher

Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Göttersagen wuchsen und doch vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht trät und seinen mysteriösen und großartig naiven Gesang anstimmte. » — Kehler spürt auch die seelische Unruhe, die Spitteler mit der Umwelt in tragische Spannungen geraten ließ. Erst nach Jahren des Verkanntseins, nach dem erschütternden Liebeserlebnis, das in « *Imago* » Gestalt fand, naht endlich die Gnade der strengen Herrin Seele, die dem Dichter Unabhängigkeit und Schaffensruhe schenkt. Das Hauptwerk seines Lebens aber, das Epos « *Herakles* », wurde nie geschrieben; dafür gelingt dem Dichter die Lösung der Aufgabe, die sich der junge « *Felix Tandem* » stellte, den « *Prometheus* » in endgültiger Form zu gießen.

Spät, sehr spät kam auch der Ruhm, um den Carl Spitteler so sehr gerungen hatte. Und prophetisch war das Gespräch, das der Student damals mit Jakob Burckhardt führte. Spitteler wünschte sich den Ruhm sehr bald, mindestens in seinem 36. Jahre. Burckhardt entgegnete, daß der Jüngling vom Schicksal keinen besondern Sperrsitz für sich verlangen dürfe. Spitteler trotzte: « Nicht nur einen besondern Sperrsitz verlange ich vom Schicksal, sondern eine Extraloge. » Auf dem Heimweg aber sprach eine innere Stimme zu ihm: « Menschlein, Menschlein, das war ein vermessener Spruch. So einer, den die Griechen Hybris genannt hätten. Jetzt, wenn es eine Nemesis gibt, so bekommst du zur Strafe dafür deinen Ruhm noch viel später als Schopenhauer und Grillparzer, nämlich erst in deinen letzten Lebensjahren oder gar nicht. »

Tausendfach hat Carlo Dolce die Hybris seiner Jugend abgebüßt. Doch je größer die Widerstände wuchsen, um so stärker wurde das Dennoch. Josef Viktor Widmann verschaffte seinem Freunde Lehrerstellen, schürte Spittelers Mut, den « *Prometheus* » herauszugeben. Vielleicht erschien dieses Werk etwas verfrüht im Druck; doch alles, was Spitteler tat, trug den Stempel plötzlichen Entschlusses. Was

verhalten, zähe, von Katastrophen unterbrochen in ihm entstanden war, wurde rasch erschlossen. Stets floß das Gefäß seiner Seele über, wenn es endlich erfüllt war von schwer gegorenem, rauschkräftigem Weine.

An der Seite einer innig besorgten Lebensgefährtin, als Vater zweier Töchter, mußte Carl Spitteler beinahe das erste Halbjahrhundert runden, ehe er, ganz unabhängig geworden, nach Luzern ziehen durfte, in diese Stadt, die seinerzeit den Zusammenbruch und die Rettung des aus seinem Elternhause fliehenden Jünglings, des Sehers Dionysos, erleben mußte. Jubelnd durfte nun Widmann erfahren, daß sein Freund nur der Dichtung sich widmete, Werk um Werk gestaltend. Noch einmal rührte Widmann seine Feder, die im ganzen deutschen Sprachgebiet beachtet und bewundert wurde, um mit dem Aufsatz « *Primavera olympiaca* » im « *Bund* » auf seines Freundes epische Dichtung hinzuweisen. Die letzten großen Ehrungen seines Freundes erlebte Widmann nicht mehr und überließ die tätige Sorge um das Werk dem gelehrten Apostel Spittelers, Jonas Fraenkel. Im Jahre 1911 verließ Widmann die Erde, nachdem er Spitteler eine solche Freundschaft gehalten, daß sie über den Tod hinaus noch lange apollinisch strahlen wird.

So dachte ich an jenem Jahrmarktsabend in Luzern an Carl Spittelers Leben, so viel oder so wenig ich davon wissen konnte. Ich wußte aber — und dieses Wissen erfüllte mich mit Ehrfurcht —, daß der Dichter « *Prometheus den Dudder* » zu Ende gestaltete und so dem Schöpfer des ersten Prometheus, Felix Tandem, die Lebensschuld bezahlte.

Oftmals noch begegnete ich dem Dichter, und überall fand ich in seiner Erscheinung eines wieder, das leise in jugendlicher Wehmut schimmerte: die Züge von Carlo Dolce.

Selten sprechen große Dichter von ihrer Schöpferqual und Lebenstragik. Hinter der Maske zarter Scham bleibt das Wesentliche verborgen vor unberufenen Augen. Und so verstehen wir die gesell-

schaftlich gewandte Urbanität des Epikers, der der letzte tragische Dichter unseres Zeitalters gewesen ist. Die Höfischkeit der äußern Form entnahm ihn der Neugierde, die nach seinem gütigen Herzen zielte. Die heitere Lust an Mystifikationen gab seinem Auftreten eine besondere Note.

Als einmal eine kleine Gesellschaft bei ihm zum Tee geladen war, bat man ihn, etwas vorzuspielen. Er setzte sich an den Flügel und trug mit spitzen, steifen Fingern eine graziöse, frohmütig-schalkhafte Gavotte vor. Die «Musikalischen» saßen wie auf Nadeln, denn niemand kannte den Autor dieses Stücks, dessen Charakter so ausgeprägt war.

Auf die Frage nach dem Komponisten, sagte Spitteler: «Diese Gavotte? — Ach, das ist nur so eine Improvisation von mir.»

«Aber sie ist ja ganz korrekt und in strenger Form gehalten», hieß man ihm entgegen.

«Glauben Sie», antwortete er lächelnd mit seinem leicht gekünstelt wirkenden französischen Akzent, «daß es mir möglich wäre, irgend etwas zu erfinden, das nicht in strenger Form gebunden läge?» —

Über Literatur sprach er nicht gern, wenig über seine eigenen und noch weniger über fremde Bücher. Er tat, als hätte er vieles nicht gelesen, dessen Kenntnis man bei jedem Gymnasiasten voraussetzt, und sprach seelenruhig über diese Unbesessenheit. Als ich ihn einmal über seine Zeitgenossen befragte, neigte er sich leicht in seinem Sessel zurück und antwortete: «Ich habe gehört, daß Gerhart Hauptmann ein bedeutender Dichter sein soll. Er hat mich schon besucht. — Was hat er eigentlich geschrieben?»

Diese Äußerungen — geistige Expektationen nannte er sie —, dürfen nicht wörtlich genommen werden. Mehr als einmal verriet Spitteler eine erstaunliche Kenntnis der Bücher, deren Lektüre er anderswo bestritten hatte. Spricht aus diesem Verhalten Kindlichkeit, Launenhaftigkeit des Genius oder eine seltsame Hemmung? Dieses Rätsel bleibt ungelöst,

wie so mancher Widerspruch in seiner mächtigen und vieldeutigen Erscheinung.

Ganz und voller Natürlichkeit schenkte er sich den kleinen Freuden des Tages. An Sonntagen saß er in seinem Garten, in dem er südlichste Vegetation, Magnolien und Oleander, mit liebender Geduld zum Blühen gebracht hatte. Die Menge pilgerte an ihm vorbei, einige staunten ihn an und flüsterten: «Det drobe sitzt er, der Geeni.»

Eines Tages aber stauten sich die Leute einige hundert Meter weiter in der Haldenstraße, und zwar vor dem Garten eines großen Hotels. Dort grimassierte in dem winzigen Bambuswäldchen ein hübscher brauner Affe mit weissem Backenbart. Vergnügt sahen alle den Kapriolen des Äffchens zu, das nicht «Greulich» wie im «Olympischen Frühling», sondern «Hansi» hieß. Das Staunen, das sonst dem «Olympier» galt, ward nun dem Affen zuteil.

Als ich diesen Wandel der Neugierde und Bewunderung Carl Spitteler erzählte, sagte er gutgelaunt: «Auch ich will den Affen sehen.» Der Dichter ging in den Garten, spielte mit dem hübschen Tier und gab ihm Haselnüsse zu beißen. Dann sagte er versonnen: «Ich kann die Leute gut verstehen...»

An einem Spätsommertage war ich zum letzten Male mit Carl Spitteler zusammen. Wir saßen beim Nachmittagskonzert im Garten des Kursaals in Gesellschaft zweier junger Studentinnen. Ganz jugendlich und voll sprühender Laune gab sich Spitteler der Stunde hin. Er plauderte über Blumen und Chopin, über Bubiköpfe und Abendkleider, kurz über alles, was die Priesterinnen der Weltlust, die schönen Amaschpand, zu bewegen vermag.

Er war von vollendetem Aufmerksamkeit, erhob sich, wenn eine Dame kam oder ging, und vergaß seine achtzig Jahre, wenn er sich langsam niederbeugte, um das Täschchen aufzuheben, das einer der beiden Damen entfallen war. Er wurde ernstlich böse, als die junge Dame ihm zvorkam, um ihre verstreuten Schönheitsrequisiten selber zusammenzulesen. —

Bald aber wurde er ernst, erzählte von russischen Bauernhöfen und von der Stadt seiner Sehnsucht, Athen. Als er sein «Europäisches Signalement» zitierte, leuchtete sein ganzes europäisches Kulturbewußtsein auf, «Verstand, der scherzt, und Größe, welche lächelt». Dann gab er einige griechische Anekdoten zum besten, die er «Athenische Galanterie» nannte. Sie blitzten beinah aristophanisch in Witz und Bosheit. Die jüngere der beiden Studentinnen saß wortlos lauschend da, wurde abwechselnd rot und blaß, wenn der Meister das Wort an sie richtete. Sie preßte zwei weiße Rosen an ihre Brust. Endlich wagte sie, dem Dichter eine zu schenken, nachdem er lange undträumerisch den Duft der hellen fürstlichen Blume eingesogen hatte. Plötzlich wurde Carl Spitteler schweigsam: Das Orchester hatte soeben sein Lieblingsstück, die Tell-Ouvertüre von Rossini, zu spielen begonnen. Den Kopf mit der mächtigen Stirn

nach hinten geneigt, die lange glimmende Brissago-Zigarre in der Hand, lauschte Spitteler, aufmerksam wie ein Kind, der Musik. Als der berühmte Sturm mit den chromatischen Läufen im Orchester losbrach, wiegte er den Kopf im Takt, und die schönen Augen brannten in intensiver Klarheit. Es war, als ob sie allen Schmerz der Götter und Menschen und noch einmal ihren Olympischen Frühling sehen würden!

Als der letzte Ton verhallt war, erhob sich der Dichter, verabschiedete sich lächelnd von uns und strebte elastischen Schrittes, ein wenig schwankend, wie wenn er sich auf Deck eines Schiffes befände, zum Ausgangstor. Einige Augenblicke später sahen wir, wie er unter den dichtbelaubten, fast schon herbstlich gelben Kastanienbäumen ging, schlank, vornehm, versonnen, gleichsam eingehüllt in seinen dichterischen Traum — ganz Carlo Dolce.

---

### **Da musste ich lachen...**

Im November 1945 hatte ich in einem Berner Verlag ein Bändchen Weihnachtsgedichte erscheinen lassen, betitelt «Silberfäde». Am 19. Dezember betrat ich nun diese Buchhandlung und kaufte die «Grünen Jahre» von Cronin. «Darf süsch no öppis sy?» fragte die nette junge Verkäuferin. «Ja... syt so guet u gäht mer no drei ‚Silberfäde‘, Fräulein!» Die Tochter schaute mich einen Augenblick betroffen an — dann lächelte sie verbindlich und sagte: «Chrischtbaumsschmuck hei mir nid, dä überhömet er bim Chaiser oder i der Papeterie Kollbrunner!» — Noch selten sah ich ein Kind so nett erröten wie diese kleine Verkäuferin, als ich sie, gleichfalls lächelnd, über ihren Irrtum aufklärte.

*E. B.*

*Jeder von uns erlebt im Alltag von Zeit zu Zeit etwas, das ihm ein Lachen oder doch ein Lächeln entlockt. Schreiben Sie die Begebenheit für unsere Leser auf: Redaktion des Schweizer-Spiegels, Hirschengraben 20, Zürich. Beiträge, die wir verwenden können, werden honoriert.*